

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 16 — Sonntag, den 18. April 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Himmelschlüssele blüh....

Wie das erzgebirgische „Himmelschlüssele“ den Himmel aufschloß.

Vom Kräuter-Hannes haben unsere Leser gewiß schon gehört. Sobald nur der letzte Schnee zwischen Wald und Wiesen unter der Frühlingssonne dahinschmilzt, sehen wir ihn draußen am Feld und Wiesenrain. Wie emsig er sich bückt, um die Kräutlein in sein Säckchen zu sammeln! Manche schauen ihm zu und schütteln den Kopf; sie wissen nicht, was es bedeuten soll, daß man diese nichts sagenden Kräuter und Gräser sammelt, um irgend einen Tee davon zu brauen, der vielleicht ganz gut schmecken mag, aber dem man doch keine Heilkraft zutrauen darf. Der Kräuter-Hannes gibt als ein gar sonderbarer Kauz in unserem Erzgebirge, aber es lohnt sich doch, einmal seiner Erzählung zuzuhören. Irgendwo zwischen den Waldwiesen an einem Berghang hab ich ihn gestellt und setzte mich ein wenig zu ihm: „Laß er mich doch einmal hineinriechen in dein Säcklein mit den wundersamen Kräutern.“ Behutsam öffnete er, als wollte ihm ein Vogel daraus entfliegen. Es roch — wie soll ich sagen — nach Frühling. Wundervolle Düfte waren in diesem Säcklein gefangen und ich begann zu begreifen, daß ihr Zauber sich auch auszuwirken vermag auf den, der sich aus diesen Kräutern einen Heiltee braut. Hoch oben in den Waldbäumen fangen die Vöglein ihr Frühlingslied. Das war ein Konzert und ein Jubilieren. Der alte Kräuter-Hannes blickte über die weite Wiese, auf der die Himmelschlüssele ihre gelben Köpfe emporreckten, als wollten sie auch mit

auf das Waldkonzert lauschen, welches um uns her aus tausend frohen Kehlen drang. Sieh, unten am Waldrand aber war eben eine Gruppe junger Mädels angekommen. Sie wollten hier ein wenig rasten. Man packte die Gitarre aus und die Mädels fingen mit den Vöglein im Walde ein Lied. Himmelschlüssele standen vor ihnen — „Himmelschlüssele blüh“, draußen ward's wieder schü, draußen is wieder sei, 's is dr Winner vorbei, Himmelschlüssele blüh...“ Wie lustig das klang, ich hätte am liebsten selbst mit einstimmen mögen in dieses frohe Lied meiner erzgebirgischen Heimat. Ganz still und feierlich war es um mich her und keiner von uns sprach ein Wort. Als die junge



Es gibt ein Hoffen, das tötet kein Tod,  
Das leuchtet heller als Morgenrot.  
Es ward geboren im Osterlicht,  
Es macht die Seele voll Zuversicht.  
Es gibt ein Hoffen, das stirbt nicht im Leid,  
Es wächst aus der Zeit in die Ewigkeit.

Luisa Kolf.

Schar längst wieder auf der Wanderrung war, klang's noch übers Tal herüber: „Himmelschlüssele gieh ze man'n Madel miet hie! Sellst dos Schlüssele sei in ihrn Harzn tief nei, Himmelschlüssele blüh“, draußen is wieder schü...“ Weit weg waren die jungen Menschenkinder, aber die Melodie kam mir noch nicht aus dem Sinn. „Ob wohl die Himmelschlüssele auch Heilkräuter sind, für sein Säckchen hier“, so fragte ich den Kräuter-Hannes. „Inusse ja“, sagte der alte Hannes, zupfte eins der gelben Blümelein ab und begann mich zu belehren. Nicht überall wache das Blümelein, das man das Himmelschlüssele nenne; eine trockene Wiese müsse es sein, wie diese da, an deren Rand wir eben lagerten. Er drehte das Blümelein in seiner Hand und jetzt gewahrte ich erst den kunstvollen Bau. Die gegenständigen Blätter bildeten am Grund des Stengels eine richtige Rosette, am Rand waren sie fein gekerbt, als ob sie eines Künstlers Hand geformt habe. „Ja, man muß sich die Werke Gottes schon ein wenig näher betrachten, wenn man sie kennen lernen will“, so begann der Kräuter-Hannes. „Die Menschen laufen vorüber und ehe sie sich's bedenken, sind die Blümlein schon wieder verblüht. Auch das Himmelschlüssele blüht ja nur im April und Mai, aber sammeln kann ichs erst im Mai,“ so sagte der Hannes und er hatte wohl seinen guten Grund, wenn er eben die Pflanze für seine Zwecke erst verwenden wollte, wenn sie voll ausgereift ist. „Was soll man denn schon mit diesem armen Blümlein

ansetzen“, so fragte ich mißtraulich. Ich war aber erstaunt, welch eine Fülle von Wissen der Kräuter-Hannes jetzt an den Tag legte. Er kannte die Pflanze ganz genau, wußte von ihrem Kali-, Kalk-, Natron- und Saponengehalt und erklärte mir, welch wundervollen Salat die jungen Blätter hergeben, wie gut auch das Gemüse munde, welches man sich zubereiten könne. Der aus den Blüten bereitete Tee wirkt gegen Schlaflosigkeit, ist nervenstärkend, schweißtreibend. Bei Gicht wirke er schmerzstillend und sei ein ganz vorzügliches Mittel bei Gelenkrheumatismus. Ein wenig mißtraulich, wie wir modernen Menschen solchen Dingen gegenüber nun einmal sind, schaute ich den Han-

nes von der Seite an — und das war wohl auch der Grund, weswegen er jetzt zu mir sagte: „Natürlich muß man auch mit gutem Glauben an die Wunderkraft der Kräutlein herangehen, die uns der Herrgott geschenkt hat; nicht nur, daß sich unser Auge an dem Anblick der Blumen erfreut, nicht nur, daß wir sie vielleicht heimtragen in buntem, schönem Strauß, nein, unser Herrgott hat aus ihnen auch eine natürliche Apotheke für uns Menschen hergerichtet. Wir armseligen Menschen verflünden nur nichts mehr damit anzufangen. Er aber habe selbst in seinem Leben erkannt, welsch unsagbar großen Reichtum Gottvater uns in seinen Feld- und Waldblumen des Erzgebirges besichert habe. Ganz andächtig war ich bei dieser Rede geworden und ich nahm dem Kräuter-Hannes auch gar nicht übel, daß er mich so recht ins Gebet nahm. Ordentlich zornig war er geworden, daß wir modernen Menschen eben immer alles besser wissen wollten als unser Herrgott und daß wir nur spöttein und lachen könnten, wenn man von seinen Wunderdingen erzählte. „Ich weiß schon, wie ihr Menschen denkt, an nichts wollt ihr mehr glauben. Das geht bei den Christrosen los und hört beim Himmelschlüßele auf.“ „Was willst du damit sagen“, fragte ich den Alten. „So hör schon zu“, begann er zu erzählen. „Ich hatte einen Jungen. Ost ist er mit mir auf die Felder und Wiesen gegangen und ich hab ihm viel erzählt von meinen Wunderkräutern. Als er noch in der Schule war, hatte ich viel Freud' an ihm. Er war brav und hatte ein so gescheites Köpfel, daß sich sein Lehrer für ihn verwandt hat, damit er auf die große Schule drinnen in der Stadt kam. Und was haben sie dort aus meinem Jungen gemacht? Einen Uebergescheiten, einen Studierten. Ich weiß nicht, wie's ihm gelungen ist, jedenfalls hat er studiert und ist ein großer Mann geworden. Darüber hätte ich mich wohl freuen können, aber als der Junge einmal heim kam und ich mit ihm wieder einmal in unserem erzgebirgischen Wald spazierengehen konnte — der Herrgott weiß, wie sehr ich mich danach gesehnt hätte, wieder einmal mit meinem Jungen zusammen zu sein, da hab ich aber mit Schrecken gemerkt, daß der Junge ein ganz anderer geworden war. Er sprach alles so gelehrt, zerlegte mir alle Dinge und ich merkte, daß er alles, auch die Wunder Gottes, nur mit den Augen seiner Wissenschaft betrachtete. Es war damals Weihnachtszeit und ich hatte daheim die Weihnachtskrippe aufgestellt. Da standen wir am heiligen Abend vor der Christgeburt und ich meinte, mein Junge müßte in helle Freude ausbrechen, wie damals, als er noch ein Junge, als er noch ganz mein war. Aber da fing er seltsam an zu reden: „Glaubst du“, so begann er, „daß dieses Christkind wirklich von der Jungfrau Maria geboren ist? Wie kann

das sein — alles geht auf natürlichem Wege vor sich, wie kann man da solches glauben?“ Ich war erschrocken über meinen Jungen. „Und wenn nun alles aus sich selbst heraus werden müßte, wie du behauptest, so sag mir doch — ich frage dich — so sag mir doch, wo kam der erste Mensch denn her? Ist er

gewachsen, wie die Blumen, hat ihn Gott geschaffen und wie?“ Die Antwort blieb mir der Junge schuldig. „Nun denn, wenn Gott das Wunder der ersten Menschwerdung vollzogen hat, so hat er auch das Christkind geboren aus Mutter Marias Schoß gleich einer Christrose schön und wunderbar.“ Still war es geworden, der Urlaub ging zu Ende — und als der Junge Abschied nahm, legte er seinem Mütterlein eine Christrose in den Schoß. Die hab' ich lange betrachtet, meinte der Kräuter-Hannes und ich hab sie mir aufgehoben. Und Jahre waren vergangen. Mütterlein wurde krank. Mein Junge kam heim. Das war an einem Frühlingstag just wie heute. Draußen vor dem Haus blühten die Himmelschlüßele. Aber unser Mütterlein war krank und schwach. Da ging ich mit meinem Jungen hinaus auf die Wiese wie heut' und wir haben gesammelt, was wir an heilkräftigen Kräutern für das kranke Mütterlein für gut hielten. Da mir nun auch das Himmelschlüßele als ein nervenstärkendes und schweißtreibendes Kräutlein bekannt war, nahmen wir es mit, kochten einen Tee zur gegebenen Zeit und siehe, das Wunderkraut hat geholfen, schneller als wir es gedacht. Mein Junge staunte wohl über die Wendung, die da im Befinden von seinem Mütterlein eingetreten war. Aber als das Fieber vorbei und Mütterlein wieder auf dem Weg der Genesung war, da ging er hinaus auf die Wiese, pflückte ihr ein Sträußlein Himmelschlüßele und stellte ihr es an das Bett. Aus seinen Augen aber brachen die Tränen der Freude und mir und meiner Frau hat er es bekannt, daß ihm dieses Blümelein wirklich der Schlüssel zum Himmel geworden sei, Himmelschlüßele blüh — . . . Der Hannes sagte kein Wort mehr, stumm reichte ich ihm die Hand. Ich hatte ihn verstanden in seinem schlichten schönen Glauben an die Gaben Gottes draußen in der Natur unserer erzgebirgischen Heimat. S. Sdl.

## Himmelschlüßel!

(Nachdruck verboten.)

Himmelschlüßele — ach wie schie —  
sah draußn diech wieder blicke,  
schmückst wieder Falb, Wief' un Garten,  
hobn lang müssen dodrauf warten.  
In halln Sunneschei  
grifste in de Walt nei.

Ja, ize do kaaste diech frä, <sup>1)</sup>  
bist doch nimmer ganz allä,  
härst <sup>2)</sup> de Bögela fruh sänge,  
siehst de Bachle tolei' springe.  
Un nauß schallt's un no:  
Dr Frühling is do!

Wenn dr Kuckuck schreit un 's ward Mai,  
noongst, mei Blüml, hul' iech diech rei —  
sollst mei Stüwl fastlich schmiden,  
miech in Fräd su ganz ei'striden.  
Ach, wie macht miech dos fruh,  
wenn du mir lachst zu!

Himmelschlüßele, blicke nár racht lang!  
Allsamm in Labn gieht asu senn Gang.  
Kurz sei ost de Freiden,  
un lang sei de Leiden;  
doch, es muß asu sei,  
drim schick' iech mich drei'.

Himmelschlüßele, biste aah klaa,  
kaaste doch in Himmel nel'sah.  
Von dort als Frühlingswunner, <sup>3)</sup>  
bracht' a Engela diech runner.  
Un biste dann verblicht,  
nimmt's diech wieder miet.

Iech obr, iech wahr' dir de Lieb un de Trei.  
Söllt' off menn Grob a leer Flackl noch sei,  
do sollst du dortn schtiehe,  
sollst wachsen un blicke —  
a letzter Gefahr' <sup>4)</sup>  
aus heimatlicher Ard.

Bernhard Brückner, Leipzig.

<sup>1)</sup> freuen; <sup>2)</sup> hörst; <sup>3)</sup> Wunder; <sup>4)</sup> Gefährte, Begleiter.

## Vom Wunderquell in Karlsbad

In wissenschaftl. Kreisen der benachbarten Tschechei wird schon seit längerer Zeit die Frage erörtert, wie alt der weltberühmte Karlsbader Sprudel wohl sein möge. Wie Prager Blätter mitteilen, hat sich der bekannte Geologe und Ingenieur O. Richler der Mühe unterzogen, diese Frage wissenschaftlich zu prüfen. Auf Grund der Untersuchungen der Bodenformationen ist er zu dem Ergebnis gelangt, daß man das Alter der Quelle, aus der der berühmte Karlsbader Sprudel kommt, geologisch auf ungefähr 250 000 Jahre zu schätzen habe.

**De Sangerleich** Von Walter Schimm, Chemnitz.

Mit'n Lud vom Hadelbach-Arnst-Schmied war ne alte, treie, a-hangliche Sangerleech vom „Liederquall“ aus'n Zeitlichen ogewannert. Leber e halb Gahrhunnert hot dr Arnst im Belangereich bei Frad un Leid mietgefunge, manches Sangerfast bis offs Rehte ausgetost un drbei manches Luder gebaut — un ihe war ganz sij an sen kurz Kranknlager dar Knocherne Gesell Lud nagetratn un hatt jenn Lobnsotn ausgeblofn. Am Sonnohmdnoochmittig loss dr Rabel-Karl-Vereinsbut mit'n Farfelar von Sangesbruder ze Sangesbruder un fordret se jun Grobgefang am Sunntig auf. Doch dr Birtand unten an dan Sareibn extra nageschriebn hatt, doch de Beteiligung Ehrnpflicht eines jeden Sangers sei mu, war agntlich ubrflussig, da dr Arnst vrstand sich mit jedr Menschn gut un uberol horet mr nar: „Schod, ewig schod, um Schmied-Arnst, sette treie Seel stiecht net wieder auf!“ —

Bos wunner also, wenn dr Insekt-Farchtegott am Sunntig fruh in dr sechtn Stund aus de Fadern froch, um virm Grobgefang seine Bugeln ze futtern. Ihr, meine siebn Laser, ward denkt, dos is ubertriebn, obr weit gefahlt, dr Farchtegott war e gruer Bugelfreind un hatt immer zwanzig bis funfzwanzig gefiederte Sanger in de Bauerle stadn. Wenn mr bei ne nei in dr Stub trot, dacht mr net annersch, als mr kam in ner Bugelschau im Zoologschen Garten. Hinten am Fensterstod runner hing in aner Reih de Rassig, Hamsling, Stieglign un de Nutkathn, ubr dr Tur, die nous in Alkuon ging, hing e gruer Bauer mit ner Schwarzblatt, wetter vorne, nooch'n Wfn zu, wu's eitel net richtig Toog wur, so traurig ne Nachtigall, ubr dr Stubntur hatt dr Gimpel sei Klagel, wahrend de lange Stubnwand mit noch meh' settn Bugelbauern geschmuckt war, un iech mieh genau dr'rinner, doch do a e Kreiszchnabel drbei war. Offn Nachtichel in dr Eck stand e gruer Kasig mit en Papesei, dar ne ganzn Toog wetter nischt wie eitelstort „Lora“ blaket. —

's kame de Leit schie wieder aus dr Karch, do tat dr Farchtegott immer noch mit sen Bugelbauerranemachn rimmnahn. Un bei dr Ida, mos sei Fraa war, tat's qualme, noch net emol Zeit jun Kaffeetrinkt hatt dar alle Damberjad gefunden, doadurch kam se a net von Flack un uberol soog's aus — gar net wie Sunntig. Obwuhl wagan dan Bugeln schie mannicher Krawall in dan vier Wandn aufgebraust war, konnt ne Farchtegott nischt von sen Bugelsimmel obrange.

„Wann tot ihr da stelln?“ froget de Ida endlich mol na an ihrn Maa. „Halb Zwoffel!“ kam's pomadig zeruck. „Nu do ward's hochste Eisenboh', doch de aa emol ans W'ziehe denkt!“ „Gelei, gelei, Ida, noch de „Lora“, nocherts is Ruh fur heite geblofen“, beschwichtigt ar sei Ehehalf. „Dan ka a de „Grube“ vrjoran, komm jetz diech nar har un trinkt erst emol Kaffee, sifft renntst mir a ze Leich un hast uberhaupt nischt in Bauch!“ fordret de Ida eneraisch, un um kenn Spuk rauszubeschworn, befolget dr Farchtegott de Aufforderung un sehet sich nei in dr Kannepeed. Wahrend ar's Spruzboppel in Kaffeetippel eituntet, sah ar ze seiner Fraa, die schie eifrig drbei war, all dos Zeig harbeizeschaffn, mos ar nocherts jun W'ziehe brauchet: „Mittigassen tu iech, wenn iech wiederkomn“, Ida, spottstns partel zwae war iech wieder do sei; zieht eich drweiln aa, ihr wikt doch, dan Noochmittig mach mr en Spazierwag nooch dr Schlaate, dodrbei mu iech emol bei unnern Feiermaa miet naa, dar drzohlt eitel von 'ner Zipp, wos's lane zwate gob, die mu iech mr doch ahornn!“ „Doch dos schie mei Sorg sei, Farchtegott, obr quartel du diech nar aus, doch de foder kimmst, da eh de diech noch balwierkt un diech agezugn hast, wards vielleicht ans!“

„Nu machs nar halbnwag ihe is gelei Esse, in nr halbn Stund is viel gemacht, iech brauch doch net erst jun Stellplatz ze laafa, iech gieh gelet jun Trauerhaus, do trauff iech ne Verein aa noch!“ Dann stand dr Farchtegott auf, langet nauf offn Schrank un nahm 's Balwierzig runner. Aus'n Wfnstopp e Fintele Wasser nei in ner Loff' ohne Hantel un drauf 's Gesicht mit Saafnascht richtig eigeppinelt, war ans. Kurz drnooch roslet de Rasiertling ubr de Bartstoppln wag un ohne viel Faderlasens ze machn, war dr Farchtegott fertig. Wahrend ar sich o-waschn tat, hatt de Ida ne Breitgamsazug aus'n Schrank rausgetae un nahm noch sij de Mottinugeln aus de Laschn. Nu kam 's Krognzeig namachn dra; e Begabnat, die wart gewasn war, emol photographiert ze warn. De Ida hatt's Oberkommando, die tat vorne am Hemdbindel rinfuhrwartn, wahrend de grue Maa'd's hinnerer Krognknoppl nei in Kraagelkobeln tat. Robert's mut se ne Daume ju lang drauf haltn, bis de Muttr die zwa Krognendn mit'n Hemdbindel verbundn hatt, dann kam noch de schwarze Flieg drauf, un fuheblaa stolzieret drauf dr Farchtegott jun Spiegel, um Revissu ze haltn. Nu noch de Scho drubr un naus jun Bau.

Wie se gerode asinge ze lauten, stellet sich dr wrspotete Grobgegner nei ins letzte Glied un begleitet ne altn gutn Schmied-Arnst zur lechtn Ruhestatt. —

Wie dr Befangverein nooch'n Grobgang ben Krankenhaus runnermarschieret, froget dr Fahnetrager Wilhelm: „Mr lehrn doch emol ei?“ un mit „Salbstorstandlich!“ wur de W'frog quittiert. Richtig, in dr „Kann“ konnt in dr Gaststob ka Keppel zur Ard, da alle Sangesbruder hattn Durst kriegt un sehetn nu im gutn W'gedenkn an Hadelbach-Arnst en Leidnsta. Ar dr Farchtegott war drbei un dacht nimmer dra, doch dram sei Ida mit'n Wfn lauern tat, sich agezugn hatt un off dan Spaziergang nooch dr Schlaate sich fraet.

Bei Befang un en gutn Gelas Bier vrging de Zeit. 's mut in dr funfthn Stund sei, do stellet sich dr Karl offn Stuhl un machet zur Abwachsling emol 's Couplee: „Ich habe so viel Angst vor meiner Frau!“ Ei — do ging ne Farchtegott e Saafnsieder auf un ar wur ganz wiflig. Sij ruffet ar 's Kellnerfreilein, um ze bezohn, obr die nahm 's leere Glas un sehet ne e frisches Bier wieder hie. Un dr Bond-Reinhard, dar nabn Farchtegott so, fing gelei en Duschur von seiner Bachtelz aa. 's war schie finster, wie's ne Rast von de Grobgegnanger aus dr „Kann“ raustorklet. „Mr solltn doch erst noch ans ben Bogler-Kurt trinkt“, mahnei dr Bitter-Karl. Ben Kurt hobn nu die Schlingbruder 's Wof su richtig voll gemacht. Ar dr Farchtegott war drbei, obr wie ar merket, doch ar kenn Hauschluffel miet hatt, hot ar hamlich ben Kurt bezohnt un is ubr dr Kuch aus dr Gaststob vrשמunden.

Drstz noch emol, hatt sich do e Sturm drhubn, kaum vom Flack kam dr Farchtegott. „Mog's dauern su lang wie's will mit'n Chemn-lomme, Hauptsach is 's mach mr de W'f' net foder“, pischbret dr W'gefauselle — un ar hatt's noch gar net richtig ausgedacht, do kam ju e wrwarrter Windstus un sladret de Anstrohre dr Bahnhuffstros nunner. Bos haste un laste mei Farchtegott drhinnerhar. Wie e Gackehoh is ar um dan schwarzn Ding drimringelauft, ar wollt doch a net drauf-laschn. Blauh — off amol war ar von Trittemar ogschnappt un hie-gestarz. Ne Farchtegott war is Feier aus de Wagn gesprunge, aus dr Nos' kam Blut, de Finger aufgeschlozn, 's Hantkreiz von dr Breitgamsbus' zrsprengt un dr Zylinderhut ubr alle Berg — ei du grufmachtigs Wgetn! — In dare Brassing hot ne e gunger Keel gefundn, dar von Frohna von de Gumpfer kam. Sij hot ar ne Farchtegott aufgehubr un mit viel Muh chambalanciert. Wie nu 's Wiedersah' mit seiner Ida ausgefalln is, wah iech net, obr dos wah iech genau, wenn e Standerle odr e Grobgefang fallig war, glanzet dr Farchtegott durch Obwasenbar.



**Der Krokus bluhet im Erzgebirge**

Die Krokuswiese in Schloschen Porschendorf bei Zschopau steht wieder in voller Blute und bildet einen herrlichen Blumenteppeich. Sie wird auch in diesem Jahre bei sonnigem Wetter wieder viele Naturfreunde mit ihrer Pracht anlocken. Nicht unweit von dieser, etwa 10 Minuten, befindet sich der sagen. Reinhardtstelsen mit einem herrlichen Ausblick nach Wilschthal und nach der Patentpapierfabrik. Schloschen Porschendorf ist eine idyllisch gelegene Gemeinde unweit der Stadt Zschopau und ist von den Bahnstationen Zschopau und Wilschthal zu erreichen. Es ist auch Gelegenheit vorhanden, mit dem Postkraftwagen von Zschopau oder Dittersdorf nach hier bis zum Ortsteil Wilschthal zu gelangen.

# Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman  
von  
Susi  
Teubner

(10. Fortsetzung.)

„Haben Sie vielleicht überhaupt keine Zeit mehr? Schade. Dann fahren Sie mich halt nach Hause.“ sagte Ann-Christin zu Robert Walter.

„Nein — wir fahren hin.“

„Nanu“ — bei dem Ton horchte die Frau auf und sah ihn von der Seite an. Das Gesicht des Mannes hatte sich aber schon wieder entspannt. Und so fragte sie nur erstaunt weiter: „Warum so böse? Schau ich in einer Tanzbar ein bißchen zu alt für meinen Jungen aus?“

Es klang nicht kolet, es klang weich und warm, vielleicht zärtlich. Ein Mann aber kann nicht so schnell in seiner Empfindung wechseln. Er blieb nachdenklich und ernst. Er antwortete nicht, und Ann-Christin fragte nicht mehr. Sie hatte den untrüglichen Instinkt der Frau dafür, wann ein Mann antworten wollte und wann nicht. Darum schwieg sie nun auch.

So fuhren sie in die Florida-Bar. Der goldbetreffte Portier eilte geschäftig herbei. Der Wagen war klein. Sehr nach Geld sahen die beiden nicht aus. Verheiratet waren sie wohl auch nicht. Aber der Mann würde ein Trinkgeld geben — davon war der Portier überzeugt, und er verbeugte sich tief.

Robert Walter ging vor. Merkwürdig, es war nicht mehr der etwas schlafige jugendhafte Schritt, den er im Walde an sich hatte. Es war, als trüge er jetzt wieder eine unsichtbare Uniform.

Er hielt Ann-Christin die Tür auf und blickte zufällig gleich in die kleine Ecke hinter der Tür. Zwei Tische standen da, von je zwei Paaren besetzt, die sich sehr angeregt zu unterhalten schienen. An dem einen Tisch aber saß außerdem — Baron Ricci und las Zeitung. Ein zufriedenes Lächeln spielte um seinen Mund, sonst aber sah er hohläugig und hohlwangig aus.

„Also doch“, murmelte der junge Polizeileutnant. Er hielt den Mund, ja, die Zähne fest geschlossen, daß nur kein unbedachtes Wort über sie käme. Er beobachtete Ann-Christin. Sie blickte sich aufmerksam um im Lokal.

„Wo mögen Sie sitzen?“ fragte er leise, als fürchtete er, daß sie seine Gedanken erriete, wenn er lauter spräche. Jetzt fiel ihr Blick auf den Baron Ricci. Jetzt mußte doch irgendwie ein Erkennen zu merken sein. Aber ihr Auge glitt über ihn hinweg, als sei er ein beliebiger Fremder. Polizeileutnant Walter war innerlich verzweifelt: wie war — wie mußte diese Frau raffiniert sein!

Sie hatten schließlich an einem anderen netten kleinen Eckisch Platz gefunden. Von hier konnten beide den Baron Ricci — Dr. Karthesius nicht sehen.

Sie bestellten eine gute Flasche Wein, sie stießen miteinander an. Die Gläser klangen auffallend rein und hell. Gedämpftes Licht, gedämpfte Musik. Blauer Nikotindunst webte über den

Köpfen. Von fern waren gleitende Tanzschritte zu hören. Die Atmosphäre ist so, daß man gern das vergißt, woran es unangenehm ist zu denken.

„Werden wir beide überhaupt miteinander tanzen können? Oder wollen Sie mich gar nicht auffordern, Bob?“

So grotesk es klingt — Monate kennen sich die beiden. Robert Walter hatte aber noch nie daran gedacht, daß er diese Frau im Arm halten könnte. Er hat direkt Angst davor. Tanzen kann er, sehr gut sogar. Aber heute, jetzt auf einmal hat er Angst, zu tanzen.

Das ist gar nicht so leicht zu erklären. Man möchte es nicht einfach Schüchternheit nennen. Er liebt diese Frau. Unvermittelt kann ihm das Blut zu Kopfe steigen, wenn er nur an sie denkt, wenn er im Geiste das schöne Bild „Ann-Christins“ vor sich sieht. Jetzt soll er mit ihr tanzen, sie hat ihn aufgefordert. Da fällt ihn ein Zitern an, da möchte er „nein“ schreien. Aber er steht auf und verbeugt sich korrekt. So ist es gewiß schon jedem ergangen, aber erklären kann man es nicht.

Er hat den Arm um ihre zerbrechliche Taille gelegt. Komisch, denkt er, es ist, als ob diese Frau gar kein festes Rückgrat hätte. Wie ist es möglich, daß solch ein Mensch allein seinen Weg im Leben findet?

Sie drehen sich im Kreise nach den Klängen eines langsamen Walzers. Ann-Christin gibt sich ganz dem Tanze hin. Manchmal fällt ihr Blick in die großen Spiegel an der Wand. Dann freut sie sich, daß sie so schlant, so jung, noch

so schön aussieht. Sie läßt sich gern darüber täuschen, daß es das Abendlicht ist und daß sie sich auf ungefähr drei Meter Entfernung sieht. Sie denkt, man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Sie trinkt und lacht und tanzt heute sehr viel, als ahnte sie, daß es ihr letzter, freier, glücklicher Abend wäre. Denn das ist er. Das Schicksal hatte ihr ein halbes Jahr Aufschub gewährt, ehe es mit Mühsal und Leid über sie kam, ehe es ihr wieder ein Päckchen zu tragen aufstod. Dann aber sollte das alles auf einmal sehr schnell kommen.

Schon am nächsten Morgen war es Ann-Christin, als faßte eine eiskalte Hand nach ihr. Sie griff mit der Linken nach ihrem Hals und schluckte ein paar mal. In ihrer Rechten hielt sie die Morgenzeitung und las unter den Anzeigen „Perlenkette seit einem halben Jahr vermisst“. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, die Augen hatten Mühe, weiter die Beschreibung der Kette zu lesen und wo sich derjenige zu melden hätte, der etwas über ihren Verbleib ausagen könnte.

„Nein, das — nein, das kann doch gar nicht sein“, laut sprach sie es vor sich hin. „Jetzt — ich kann doch die Kette auf einmal nicht abliefern. Das geht doch gar nicht. Nach einem halben Jahr. Wie ist denn das jetzt auf einmal möglich. Lieber Gott, hilf mir.“



Zeichnung Kießlich M

„Marie, wo hast du die Zeitungen von heute früh?“

Das war kein phrasenhafter Ausruf, das war auch kein plötzliches Flehen. Das war mehr oder auch weniger. Es war der Urinstinkt des Menschen, sich in der Not an Gott zu wenden und mit der ganzen Naivität des Kindes um Hilfe zu bitten.

Das Wertwürdigste ist nun, daß Ann-Christin gar nichts unternahm. Ja, sie behielt sogar die Kette am Hals. Das war wohl nicht richtig, aber wer kann, wer hat das Recht, einen anderen zu verurteilen, und wer kann letzten Endes einen anderen und seine Handlungsweise richtig beurteilen!

Ann-Christin zerknüllte die Zeitung. Sie war an das Fenster getreten, mit den Händen rieb sie ihre Schläfen. Sie schaute die Straße hinunter. Der Wind peitschte die Menschen vorwärts. Einem Manne wurde der Hut vom Kopfe gerissen. Er rollte über die Straße. Durch einen Radfahrer, der ihn überfuhr, kam er zum Halten. Etwas beschädigt erhielt ihn der Besitzer zurück.

Ein Terrier zerrte sein Frauchen so stark vorwärts, daß es die drölligsten Figuren abgab. Ein Milchjunge fing mit einem anderen an, sich zu beschimpfen und handgreiflich zu werden — es wirkte wie eine mittelalterliche Rüpelzene.

Das alles sah die Frau, die da am Fenster stand, und sah es wieder nicht. Ganz langsam wandte sie sich um. Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, Marie hatte abgeräumt und auch die Zeitung herausgenommen. Frau Ann-Christin hatte nichts davon gehört. Sie sah jetzt auf einen leeren Tisch, und da kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein: halt, die Zeitung brauche ich. Ich muß doch wissen, wo ich die Kette abgeben kann. Das will ich doch tun. Sie eilte hinaus.

„Marie, wo hast du die Zeitungen von heute früh. Wie kannst du die schon rausnehmen?“

Das alte Mädchen guckte erstaunt auf. Sie war gerade dabei, Kartoffeln zu schälen. Sonst ließ sie sich nicht gern bei der Arbeit stören. Sie schägte das absolut nicht. Aber eben hatte die Stimme der jungen Gnädigen so hastig, so atemlos geklungen, das fiel ihr auf. Da mußte sie doch gucken. Das Gesicht von Frau Ann-Christin war etwas fleckig, als hätte sie leichtes Fieber. Auch die Augen blickten so unruhig.

Aber aus ihrer Haut kann die alte treue Seele nicht heraus. Ihre Antwort klingt genau so unwirsch und langsam wie immer, als merke sie gar keine Veränderung. „Nehm' ich doch immer mit raus. Da hinten liegt sie. War doch schon zerknüllt.“

Mit eiligen, fahrigten Fingern suchte die junge Frau sich das richtige Blatt heraus. Sie las von neuem die Anzeige. Müde, mühselig war ihr Schritt ins Zimmer zurück zu ihrem Sekretär. Sie griff eine große Papierschere und schnitt es heraus „Perlenkette seit einem halben Jahr vermisst“. Sorgfältig faltete sie den kleinen Zettel. Sie suchte ihre Handtasche und steckte ihn hinein zu den vielen anderen Zetteln, Säckelchen. Sie stets und ständig in einer Damenhandtasche Platz finden.

Der Vormittag ging vorbei. Ann-Christin ab zu Mittag und fuhr in die Stadt zur Stunde bei Inge Gronert. Sie hielt sich heute nicht länger in dem Hause auf, sie lehnte beinahe unhöflich die freundliche Einladung zur Tasse Kaffee ab. Frau Direktor Gronert sah kopfschüttelnd hinter ihr her. Nicht böse, nein nachdenklich und etwas traurig. „Weißt du, was Frau von Decken heute hatte?“, fragte sie die junge Inge.

„Nein, ich hab mir auch schon überlegt, warum sie so abwesend mit ihren Gedanken war“, antwortete diese.

„Vielleicht hat sie etwas Unschönes gehört, erlebt — sei du nur doppelt nett zu ihr, wenn sie das nächste Mal nicht wieder die alte ist.“ Inge Gronert nickte eifrig und fing schon an, darüber nachzugrübeln, womit sie ihrer Lehrerin eine Freude bereiten könne.

Es gab einen anderen Menschen in Berlin, der in keiner Weise darüber nachgrübelte, womit er Frau Ann-Christin eine Freude bereiten könnte. Im Gegenteil, er mischte alles mögliche wie in einen Hegentessel zusammen, was nur Kummer über sie bringen sollte. Dabei war das nicht allein Gehässigkeit von ihm. Er — der Dr. Karthesius — Baron Ricci — wollte der Frau gar nichts Schlechtes antun. Vielmehr wollte er mit ihr zusammen reich und — wie er meinte — insgedessen auch glücklich werden. Lange genug hatte er ja nach einer Frau gesucht, die ihm zur Mitarbeiterin im Hochstapeln geeignet erschien. Dabei war er schließlich auf Ann-Christin verfallen. Zweifellos war sie die interessanteste Erscheinung in dem berühmten Lästercasé Berlins. Alle seine Erkundigungen ob ihrer Eignung trafen günstig zusammen, er meldete ihren Namen zur Zentrale nach Hamburg, die Gelegenheit mit der Perlenkette wurde in die Wege geleitet — da wurde Harry Karthesius schwer krank. „Ich mußte ein Nierensteinchen abstoßen“, erklärte er hinterher. Das warf viel, das warf zunächst alle Pläne über den Haufen. Wirklich, es war so, als ob das Schicksal Ann-Christin noch eine Spanne Zeit geben wollte — wozu?

Dr. Karthesius mußte zuerst in ein Berliner Krankenhaus. Wochen lag er darin mit furchtbaren Schmerzen. Es kam eine kurze Erholungspause im Verlauf der Krankheit, während der Karthesius seine Sachen packte, auch nicht vergaß, dem schwäbischen Dorle, mit dem er einen der letzten gesunden vergnügten Abende verlebt, ein Geschenk zu schicken, dann fuhr er heim — heim zur Mutter. Die Mutter pflegte den Jungen noch gesund. Dann legte sie sich hin und starb. Es war alles zu viel geworden für sie: die Freude, das Leid und der Kummer um ihr Kind. Sie war zu glücklich gewesen, ihn wieder zu haben, sie mußte sich zu sehr mühen, seine Krankheit zu überwinden und sie mußte sich zu sehr sorgen, was aus seiner Zukunft werden sollte. Die alte Frau verstand nichts von den Geschäften in Berlin und mit Hamburg. Aber ganz mit rechten Dingen konnte es nicht zugehen. Das entnahm sie aus manchen wirren Reden des Hansl im Traum, und sie fing an, sich zu sorgen. Das war schlimmer als alles andere, das zehrte an dem Lebensnerv der alten Frau. Der konnte das alles nicht mehr aushalten. In einer Nacht faltete sie dann die runzligen vertrockneten Hände, „ich muß doch noch leben“ kam es heiser, ganz heiser und unklar aus ihrem zittrigen Munde. Dann war sie nicht mehr.

Als der große Hansl am nächsten Morgen die Augen aufschlug, und das alte Mütterchen stand nicht zum „Grüß Gott“ an seinem Bett, machte er sie schnell wieder zu und meinte, er hätte sich heute mit dem Aufwachen geirrt, es wäre noch zu früh. Aber auch eine Stunde später stand die Mutter noch nicht am Bett.

(Fortsetzung folgt.)



## FRÜHLING!

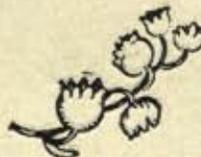
Von Ingeborg Burkert-Sacher.

Nun ist es Frühling überall  
und junges Grün dort — wo es einst kahl.  
Die ersten Blümchen erlösen das Herz,  
nun muß sich wandeln in Freude der Schmerz.

Schon singt ein Vöglein in den Zweigen  
und lachende Kinder tanzen Reigen.  
Und die Sonne steht strahlend am blauen Himmelszelt,  
erfüllt mit neuem Leben ist nun die ganze Welt.

Auch Dein Herz laß erwachen in dieser Frühlingszeit  
und sieh mit offenen Augen des Schöpfers Herrlichkeit.  
Entsalte Dich und wachse wie draußen das junge Grün  
gesegnet wie die Erde wird sein dann Dein Bemüh'n.

Erstlebe Dein Herz ganz  
und fasse neuen Mut —  
nach Winters Kälte und Stürmen  
wird werden alles gut!





# Kinderspiele im Frühling



Kinder sind den Jahreszeiten auf eine geheimnisvolle Art noch tiefer verwurzelt als die Erwachsenen — es ist, als ob der Pulsschlag der Erde, den die kosenden Sonnenstrahlen kräftiger zu den lassen, in sie selbst hineingeschlüpft sei, als ob sie mitbeteiligt seien an dem Wachsen, Blühen und Fruchtwerden. Wie von selbst löst sich da der Körper aus winterlicher Schwere, sucht Licht, Luft und Freiheit und überschlägt sich fast im Spiel.

„In den allerersten Monaten“ sagt Jean Paul in seiner Erziehungslehre, „kennt das Kind noch kein schaffendes Spielen, sondern nur ein empfindendes. In dem schnell wachsenden Körper und unter der einströmenden Sinneswelt richtet sich die überschüttete Seele noch nicht zu den selbsttätigen Spielen auf, in welchen sich später die überschießende Kraft bewegt. Sie will nur blicken, horchen, greifen, tappen.“

Wir merken, daß schon dieser ausgezeichnete Kinderkenner sich nicht zuletzt mit dem kindlichen Spiel beschäftigt hat und ihm eine große Bedeutung zum Maß. Langsam gleitet das kleine Geschöpf aus dem Dämmerzustand des unbewußten Spiels in die Zeit des Erwachens der Seele — es „gestaltet“.

Zunächst beschränkt sich das Gestalten noch auf die Bewegungsspiele, dann folgen Experimentierspiele und langsam auch die kulturellen Spiele, aus denen sich in späteren Jahren oft schon der Grundstein für schöpferische Leistungen nachweisen ließ.

Doch diese naturgemäße Entwicklung scheint in den ersten Frühlingsmonaten etwas gehemmt, da das Bewegungsspiel bei allen Altersklassen überwiegt — die Kraft ist unter dem Einströmen der frischen Säfte so ungeheuerlich, daß sie motorisch ausbricht und den

Ueberschuß scheinbar sinnlos zum Fenster hinauswirft — scheinbar, denn man kommt der Wahrheit näher, wenn man sich jagt, daß beim Spiel doch nur Kräfte umgesetzt werden, die irgendwie vorhanden und gesammelt sein müssen.



Auch meine Püppchen müssen an die Frühlingsluft

daß sie also auch Erholung bedeuten können, und daß bei der Arbeit diese Kräfte wieder erneuert werden, ohne daß das Kind sich dabei anstrengt, geschweige gar überanstrengt.

Spencer sagte: ein Gedanke, der an sich recht fruchtbar sein kann, ist in unberechtigter Weise auf die gesamte Welt der Spiele ausgedehnt worden. Man urteile dabei doch wohl zu stark vom Standpunkt des Erwachsenen, der abends nach des Tages Hitze sein Spielschen machen will, in dem er seine Erholung glaubt. Daß hingegen der junge Hund sich darum mit andern Hunden jage und balge, weil er den Drang fühle sich zu erholen, werde doch ernsthaft niemand glauben.

Groß glaubt, den Weg zu der richtigen Antwort gebe uns Spencer selbst, wenn er darauf hinweise, daß die Tätigkeiten, die im Spiel nachgeahmt würden, gerade diejenigen seien, die im Leben des einzelnen Geschöpfes die wichtigste Rolle spielen, und wenn er im Anschluß daran gerade von den räuberischen und zerstörenden Instinkten spreche, die das Spiel in idealer Weise befriedigen. Hier stoßen wir, sagt er, in der Tat auf den Gedanken, daß nicht die Nachahmung, sondern das Trieb- und Instinktleben die einzelnen Formen



In Erwartung der Spielgefährten



Ein Tänzchen mit Bedacht und Innigkeit

des Spieles verständlich mache. Der biologische Wert des Spiels besteht also in der Einübung oder Selbstausbildung der vererbten Anlagen.

Lassen wir allen Theorien zum Troste unsern Kindern ihre Spiele, so wie sie selbst sie sich formen müssen — was tut's, wenn Hänchen sich mit den Kameraden berät und dabei große Schlachten und räuberische Ueberfälle geplant werden, was schadet es Gretchen, wenn es aus Pflgetrieb seine Puppentinder an die frische Luft bringt, oder wenn die kleinen Bernegrotze auf der

Schwelle des väterlichen Hauses sitzen und sich altklug erzählen, daß sie sich einmal heiraten werden und darum schon jetzt Vater und Mutter spielen. Und wenn die Kleinen gar in stürmisch erzachter Lebenslust aus sich selbst heraus tanzen und die Tänze unbewußt den alten Heimatsüberlieferungen ähneln, obwohl niemand sie ihnen einstudierte, so wollen wir uns freuen, daß unsere Nachkommen so gesund, so selbstverständlich von ihrem Spieltrieb Gebrauch machen, wie sie es tun.

Charlotte K.

(Photos [4] Film- u. Bildberichte — Agfa W.)

## Nooch 'n Heierohnd

Wos austirbt un wos net.

Wie oft muß mir härn, dös un gäs wär ausgestorbn. Wos hot's friehr nár fir viele Fleeh gabn. Do tat's enn öfterich mol beihn. Do weß iech noch, do gob's sitte Wollkappn, do hattn se miet rutn Zwärn neigraviert odr richtiger gesaht, neigeslickt „Jagdschein“. Do langetn siech nu de Größemütter drmiet onner de Boyräck darthie, wu's seiñn tat, un im Handumdrehe hattn se dan beißenden Kriebel drwischt. Dar zappellet nochert in dar

feine Woll drinnerim un nochert wur ar zwischn de zwä Daumenääl zmerfchelt. War sogt, ar hätt su e Gaagd net miet drlabt, is e groß lügnets Ludr. War ze gung is, mög emol de Größemutter frögn, un do ward ar hörn, doß su dozemol off de Flöh gegeht wur. War Hund un Rahn hatt, mußte sei ichie su en Gaachdschein hobn. Dá wenn su e Hundsludr asing, mit fenn Kraalkn a ze krahn, do huppeln die Flöh an de Menschn drimrim na. Dozemol gob's aa noch de Flöh-zárkus. Iech wäß noch, wie off'n Wettinschießn in Schneeberg su e Fluhzerkus war. Allerhöchste Anerkennungen von dr Königin Karola un dr Prinzessin Mathilde hinge für dan Zerkus hauñ, un mr mußte sich wunnern, wos su e Fluhzerkusdirekter su dan Flöh'n alles gelarnt hatt. Se zugn sechspannet en ganz klann Bogn aus Silber, macheten e Wettrenne onner enanner, tatin klattern, macheten Koppstärz un lautr sitts Zeig. Iech wäß noch, wie dar Zerkusdirekter drklárt hot, wie mr de Fleeh dresseert. 's ärschte war, se mohtn 's huppn orlárne. Se wur drwagn ärscht su e zaah Log unner en Uhr-gelos gestekt, un wenn se nu dartin huppn wolltn, konntn se net. Su wur dan Ludern de hopperei ogewöhnt. Nochert ge-weehnetn se siech ans Laasn un aa an sitte Konsttäder. Iech wäß noch, wie dar Zerkusdirekter ohmbd im Sechse übren Plaz offn tat: „Ihe große Füttering der Raubtiere.“ Do wur die Fleeh off en Weibsnarm, dar onner äner Kaasgelock gestekt wur, lus-geloffn un dortn hobn se nu dös süße Weibsnblut su e halbe Stond gegutcht. Ja, sunos kenne onnere Kinner abn net mehr, seit dän nooch'n Krieg abn 's Ward onner de Fleeh komme sei moß.

Mr härt aa su soogn, de Bescheidnhäat von de Kinnr wär ausgestarbt. Dös is aa amende wahr. Wie sei heit de Kinner gelanglich. Eh's frieher emol e Wärschtel sehet. Ihe mächin se geleich en Kaiseraufschmitt, e Flasch Appelsaft un wumöglich aa noch jedn Sonntag en Ausflug hobn. Sister war mr fruh, wenn mr sonntias en Pfeng odr en Zwäpfenger kriegelt un

siech drfir hostklicheln kaasn konnt, miet dan mr e paar Stondn ärscht gespielt un die mr nochert, wenn se dracket genog warn, gassn hot. Onnere Kinner wärdn siech sei imgutn, wenn se wie dozemol labn mühtn. Wu de Kinner drhäm wie de Argel-pfeifen rim lossn, do moht äs 's Geschieh un de Huhn un de Kläadr von annern aziehe. Dá dozemol konntn aa de Mütter noch tichtig slichn un do gobs noch käne Kino. Wenn mr en gewendtn Azug aus'n Botr seiner Hus kriegt hatt, do war e groß Fast. Ihe missn de Gonge e Kniederboderhus', en Sportazug, en Balledoh un allerlähand azeziehe hobn. Dos is drbei noch net emol su lang war, wie de Leit su äfach gelabt hobn, wu's noch de Solareelsunzeln un fugar noch de Rübeelampn gob, wu se Adäppeln miet Leieel gassn hobn un de Gonge drwagn

tichtige Driefeln un Bullmissn worn sei. Schad nicht, wenn's annerächter worn is, odr dozemol hattn mr drwagn aa Zeitn, wu's virwärts ging. Do konntn abn bei dan äfachn Labn de Leit e paar Neigrosch off dr huuchn Rante leegn. Manch Gung un aa mannicher Raad täts nicht schodn, wenn se die Zeitn miet dr-labt hätt, amende hätt se kenn su gruhn Bugel.

Mr soogt, aa de altn Drchenale wärn ausgestorbn. Dös is richtig, wenn mr de Betonung off de „altn“ legt. Neie Drchenale gibbts drwagn noch haufenweis. De früheren, bei dann hatt's merschtens ärgndwu en hotn. Entweder tat's mit'n Laasn un Schreibern e bissel hapern, odr se sogn e bissel huuch in dr Tranksteier odr se hattn e paar olberne Muden. Wenn se aa ihe alle laasn un schreibern künne, die ihign Drchenale

sei gerod su noch sitte Mannsn, die ne Leitn viel Spaß gabn. 's is aa net wahr, wenn mr sogt, mr könnt off'n Dorf nár noch Drchenale findn. Anneberg is doch e große Stadt odr wos do drwagn noch für Drchenal rimlaasn. Mr brauchet nár ans Ruhstheatr, an ne Boshmann-Karpy un an Fasthalln-Paul ze denkn, an ne Herrmann mit fenn Sauerfrautschnauzer, 's Reiterpaarl, de Pfeif un noch e Duhnd annere net ze dr-gassn. Von dan warn nu erscht emol unner Kinner die vielen Schnorkn drzöhln odr ob se mir'schs gelabn odr net, als Drchenal sei se siech alle eigeschrieben. Mr darf nár ihe wagn Friedensrichter noch net drhauñ sogn. Mr wolln fruh sei, doß sette Drchenal net ausstarbn. Dá se sorgn für billign Spaß un Luderei un se sei zah'mol mehr wart, wie die Buchstobn-menschn, die bei jedn Dracl eischnappn. E Drchenal täkt wos aus un stekt odr aa wos ei. Sift wärsch's kä richtig's Drchenal. Mr muß drwagn ne Roch-Arnst zustimme, wenn ar saht: „Aber en egebild'n Aff un en dummen Bescheittuer muß mr nár seign, odr übr e orndlich's Drchenal kaa mr siech nár fräe un emol von Harzn lachn.“ Iech gelaab ar hot bodrmiet ne Raal off'n Kopp getroffen.

Maximilian Weigel, Annaberg



Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

(Bild zu unserem Artikel „Kinderspiele im Frühling“.)

# 100-Jahrfeier des Buchholzer Männerchores am 17. und 18. April 1937

Am 17. und 18. April feiert der Männerchor sein 100-jähriges Bestehen. Mit einem Kirchenkonzert am 17. April wird die Feier eingeleitet, welchem sich am Abend ein Festkonzert anschließen wird. Am 18. April findet vormittags ein Festakt und am



Nachmittag die Fahnenweihe statt. Aus Anlaß dieser Festtage bringt die Heimatpresse Ausführliches aus der Chronik des Jubelvereins in der Tagesausgabe. Unser beistehendes Bild zeigt ein Buchholzer Sängersfest auf dem festlich geschmückten Marktplatz im Jahre 1850.



## Bilder, die uns interessieren

Bilder der Arbeit auf den Invaliden-Versicherungsmarken Vom 5. April d. J. ab wurden mit Gültigkeit für alle Landesversicherungsanstalten neue Beitragsmarken herausgegeben. Die Dreizehnwochenmarken, die einschließlich des gezähnten Randes 24 mm breit und 42 mm hoch sind, zeigen Bilder aus dem Erwerbsleben.

(Ehert Bilderdienst, K.)

Frau Fleischerswitwe Minna Kunzmann geb. Wagner in Hermannsdorf konnte am 13. April 1937 ihren 81. Geburtstag begehen. Nach ihrer Geschäftsübergabe an den Sohn hat sie viele Jahre für denselben und später für den Enkel Fleisch nach Annaberg getragen, wo sie immer gern bei ihren Kunden gesehen wurde, bis sie ihres hohen Alters wegen diese so gern getane Arbeit erbringen mußte. — Wir wünschen ihr noch einen segneten Lebensabend.

